

Beilage zu Nr. 151 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, Dienstag, den 24. Dezember 1878.

Ein seltsamer Weihnachtstisch.*)

Aus der Mappe der Tante Doris.

Im Marktflecken B. wird es am heiligen Abend mit jeder Minute feierlicher und lebendiger. Hinter den Fensterscheiben der meisten Häuser wird es heller. Vor den Thüren auf der Straße huschen Kindergestalten hin und her; ihnen allen schlägt das Herz voller Erwartung. Nur geduldig, ihr Kinder! dieser Abend gehört Euch; er wird nicht alle Eure schönen Träume verwirklichen, aber manche; lernt früh daran Genügsamkeit!

Der kleine Ort, um die durchgehende Poststraße gruppiert, verläuft sich in Anfang und Ende in einsame Gehöfte. Nach der einen Seite hin bildet das königliche Forsthaus das letzte Gehöft. Dort wohnt der Oberförster seit zwanzig Jahren; ein Mann sachlich, gewissenhaft, intelligent, von seinen Vorgesetzten geschätzt, von der ganzen Gegend geachtet und geliebt, das Bild eines trefflichen Mannes. Warum sitzt er dort so lange an dem kleinen Ort am Saume unendlicher Waldungen? Hat ihn der Flügel des Zeitgeistes nicht gestreift, treibt ihn der Ehrgeiz nicht, nicht die Begierde nach höherer Rangstufe, nach höherem Gehalte? Oder ist seinem Herzen die Natur und das freie und beziehungsweise ungebundene Leben darin so theuer? Vielleicht spielen die Abwesenheit des ersten und das Vorhandensein des zweiten Motivs ihre Rolle dabei. Ich aber kenne den wahren Beweggrund besser.

Er brachte dorthin auf die Stelle ein theures Weib, das ihm Kinder geschenkt hatte. Nach wenigen Jahren des schönsten Eheglückes entriß sie ihm der Tod, und er begrub sie auf wahrhafter Friedhofsstätte am Saume des malerischen Buchenhaines. Ihn hielt dort das Grab. Ein Adergewende vom Gehöfte aus hatte er es in reizendster Umgebung angelegt und gepflegt. Die Kinder wuchsen heran; wenn er für sich sogleich voll und tief empfunden hatte, was der Verlust einer geliebten Gattin bedeutet, so lernte er allmählich erkennen, daß noch bedeutungsvoller der Verlust der Mutter für die Kinder sei. Er führte als zweite Gattin ein treffliches und verständiges Mädchen heim, welches die große Kunst besaß, sich allmählich und unbemerkt an die Stelle der ersten Gattin in voller Berechtigung zu schieben; sie ward den Kindern, die sie übernahm, eine wahrhaft musterartige Mutter. Im Laufe der Jahre brachte sie selbst einen Zuwachs von vier Kindern dazu. Davon war Willy der älteste, ein Knabe von neun Jahren, klug, kräftig, offen und gutberzig, der unbestrittene Liebling der ganzen Familie, der Eltern, der Stief- und der eigenen jüngeren Geschwister. Den vielversprechenden Knaben hatte im Hochsommer der Typhus hinweggerafft. Beide Gräber lagen nun nebeneinander.

Im Hause des Oberförsters ist es heute Abend verhältnismäßig still. Die erwachsenen Kinder, der Teniser Student Erich, der Primaner Hubert, die Adelheid, sitzen oben in der Siebelsstube; da wird noch gefleht, gezeichnet, gestickt und garnirt, überall wird an die kleinen Geschenke für Eltern und Geschwister noch die letzte Hand angelegt. Gotthard und Toni, die nächsten hinter Willy — ja, wo ist Gotthard und Toni? fragt der Vater, der langsamen Schrittes das geräumige Zimmer auf- und abschreitet, während Mutter Elly noch am Baume pußt. Die Kinder seien drüben beim Friedrich. Friedrich war der Kutscher, und wie fast alle Kutscher ein Gegenstand besonderer Zuneigung der Kinder. Gotthard und Toni saßen oft stundenlang bei ihm, und die Eltern wußten, daß sie dort gut aufgehoben waren.

Im Zimmer brannte bereits der Kronleuchter, aus den Gehörnen von erlegten Hirschen und Rehen gefertigt, so wie an den Wänden überall prachtvolle und seltene Exemplare von Geweißen von Edelhirschen und Schaafeln von Dammtwild befestigt waren, die sich größtentheils vom Vater und Großvater, der auch der grünen Farbe angehört, auf den Sohn vererbt hatten.

Der Baum ist fertig. Mutter Elly geht prüfend ihn beschauend rings herum. Ihr sonst so klares Auge ist heute umflort, eine stille Wehmuth ist auf ihrem Gesichte ausgedrückt. Hätte sie doch mit den Thränen, welche heut so still bei der eben vollendeten Arbeit aus ihren Augen quollen, den schönen Tannenbaum schmücken können, es wäre für sie allein eine werthvolle Gabe gewesen, die einzige, welche sie ihrem dahingegangenen Willy heute weihen konnte. Doch nein, es ist nicht die einzige. Dort auf dem Tische, mit blendend weißer Serviette bedeckt, unter seinem Bilde liegt ein Kranz von Tannenzweigen, von zartem Immergrün und weißen Immortellen geflochten. Oft schweiften ihre Blicke dahin, es drängt sie schon mächtig, fortzueilen, um die Gabe auf den schneebedeckten Hügel zu legen. Aber die Geschenke müssen noch erst auf dem Tische unter dem Baume geordnet werden. Jetzt betheilt sich auch der Vater dabei. Wie besieht er so genau die Strümpfe, viele Päckchen mit Bändern zusammengehalten; jedes Päckchen ein halbes Dugend. Er findet seinen Namen darauf, den Namen seiner Frau, den aller Kinder. Sein Mütterchen hat sie gestrickt, alle, alle in den entsprechenden Größen; der greise Vater mit dem weißen Bart und Haupthaar hat die Bänder darum gelegt und mit der ihm noch eigenthümlichen zierlichen Handschrift den Namen darauf geschrieben. Es zuckt um des Oberförsters Mund; unter Thränen lächelt er und legt jedes Päckchen

*) Der Schluß der Novelle: „Ein Advokat“ folgt in der nächsten Nummer.

an den bestimmten Ort. Ja, er hat das große, seltene Glück, noch beide Eltern zu besitzen. Der goldene Kranz hat schon ihre Stirn geschmückt; nach zwei Jahren, wenn Gott sie am Leben läßt, feiern sie ihre diamantene Hochzeit. Die gute, liebe Mama! wie fleißig ist sie wieder gewesen, für uns und für alle Enkel! So spricht er zu seiner Gattin.

Den Kranz auf dem Seitentische hat er wohl gesehen, aber er sagt kein Wort. Sie steht an Gotthards Platz, wohin sie eben einen hübschen Anzug legt und ihn mit den Händen streichelt. Er wird dem Gotthard jetzt passen! Unser lieber Willy hat nur die Freude davon gehabt, ihn zu sehen, getragen hat er ihn nicht mehr!

Er legt den Arm um ihre Schultern, küßt sie auf die Stirn und geht nach seinem Zimmer.

Den Zeitpunkt hält Frau Elly für geeignet, heimlich den Weg nach dem Grabe des Lieblinges zu machen. Es ist noch eine halbe Stunde Zeit, ehe die Post kommt und die jüngste Stieftochter Marie mit der Tante Doris heranbringt; und früher soll die Bescheerung nicht beginnen. Sie wirft den Mantel um, und ein warmes Tuch über den Kopf; sie geht noch ins Schlafzimmer und beugt sich über die Wiege, in der die kleine Gertrud liegt. Wozu sie sich wohl zu ihr hernieder beugt? Dann tritt sie, den Immortellenkranz im Arm, hinaus vor die Thür; aber unbemerkt kann es ihr nicht gelingen. An der Pforte steht ihr Mann, er reicht ihr stillschweigend den Arm, und stillschweigend wandern sie mit-
sammen dem Friedhofe zu.

Der Mond steht in breiter Sichel hell und doch sanft leuchtend am Himmel; über das ganze Firmament glitzern die Sterne in winterlicher Pracht; die weiße, schneebedeckte Erde flimmert edelsteinblühend im Widersplanze; der wilde Schneesturm der letzten Tage hat sich gelegt, ein milder Frost ist eingetreten, kein Lüftchen regt sich; nur ab und zu bröckelt ein Eisatom von den bereiften Baumzweigen. Es ist ein Weihnachtsabend, wie er von nordischer Phantasie nicht schöner erdacht werden kann.

Wo waren Gotthard und Toni? Das hatte der Vater gefragt, und es hieß, sie seien beim Friedrich. Beim Friedrich waren sie nicht. Wo sie waren, das will ich jetzt erzählen. Sie hatten schon die Tage vorher sehr geheimnißvoll gethan. Beide waren jetzt unzertrennlich, wie es Willy und Gotthard früher gewesen. Damals hatte sich der jüngere Bruder ganz und gern dem Willen des ältern unterworfen; jetzt übte er ein Herrscherrecht über die kleine zarte Schwester, und sein Wille war der ihre. Gotthard hatte sich von der Mutter etwas Geld aus der Sparbüchse erbeten, und Toni sah sie dabei mit den schwarzbraunen Augenlein so pfißig an und meinte: „Ich weiß, was Gotthard dafür kaufen will, ich sage es aber nicht!“

Gotthard hatte den Bruder nicht vergessen. Wenn er in Toni nun auch wieder eine willige Spielgefährtin hatte, — es war doch nicht der Bruder Willy. Als er damals von der Bestattung heimgekehrt war, war er allein in das Sterbezimmer gegangen und hatte bitterlich geweint; und nun sollte Willy nicht einmal eine Christbescheerung haben? Wie mag sein kleiner Kopf sich angestrengt haben, das zu erfinden, was er jetzt auszuführen sich vorgenommen. Beim Kaufmann am Markt hatte er Wachlichter gesehen, grüne, gelbe und rothe. Er kaufte zehn grüne Lichte, grün war ja Aller Lieblingsfarbe, schnitt Löcher in zehn große Kartoffeln, um die Lichte hineinzustecken, und machte daraus verschiedene Pakete.

Eine Stunde früher nun, ehe die Eltern gingen, wanderte ein kleines Paar denselben Weg. Es war Gotthard und Toni. Sie waren allerdings im Hause des Kutscher Friedrich gewesen, der eine freie Stunde dazu benutzen wollte, um auch für seine beiden Buben einen heiligen Christ einzukaufen. Während seiner Abwesenheit machte sich Gotthard mit Toni auf den Weg. Sorglich hatte er das Schwesterchen eingehüllt, ihr geholfen, die warmen Handschuhe anziehen und sich selber die Plegmüße über die Ohren gezogen.

„Es ist gar nicht kalt, nicht wahr, Toni? Halte nur die Wachlichter fest in dem Ruff, daß sie nicht heraus fallen, sie brennen sonst nicht! Ich habe alles Andere. Wie wird sich Willy oben im Himmel freuen, daß er heute auch bescheert wird, und noch früher, als wir Alle!“

So eilten sie dem Friedhofe zu. Er mit festen, selbstbewußten Schritten. Sein kleines Herz schwoll in dem Gedanken, heute etwas selbstständig ausgeführt zu haben. Sie trippelte an seiner Hand weiter und dachte vielleicht doch mehr an die Bescheerung, die ihrer zu Hause wartete; aber sie folgte willig dem Bruder. So kamen sie zur Stelle.

Der Schein des Mondes warf die Schatten der trauten Kinder auf die blendend weiße Schneedecke, die zart und unberührt auf dem Hügel lag. Der Gang rings herum war frei von Schnee, wie auch der ganze Weg dahin; er war der Fürsorge Friedrichs übergeben, der ihn niemals vernachlässigte, da er wußte, die Frau Oberförsterin gehe oft dahin. Gotthard öffnete, als sie an Willys Grabe ankamen, sein ziemlich umfangreiches Paket, das er unter dem Arme trug. In ein großes volles Tuch hatte er die Christbescheerung für Willy eingewickelt. Mit Vorbedacht hatte er das große Tuch mitgenommen; darein hüllte er mit Bärtlichkeit das Schwesterchen und befahl ihr, sich auf die Bank zu setzen, die in der Nähe der Gräber stand; er werde schon Alles allein machen! Das schöne Bilder-